



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen: 11. Prophezeiungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sie sicherlich auch ihren Weg finden, wenn auch nicht von heute auf morgen, so doch mit der Zeit. Es ist vielleicht auch manches an dem Vorschlage verbesserungsbedürftig, aber da läßt sich helfen; der eine kommt auf diesen Gedanken, der andre auf jenen. Wenn nur die Grundidee richtig ist, das Weitere wird sich finden.

Ulm.

Eugen Mülling.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

11. Prophezeiungen.



rophezeien, Prophetentum, Dinge, ohne die in alter Zeit die Völker für ihr höheres Leben gar nicht auskommen konnten, nun aber auch vom Lichte der Aufklärung in die Kumpelkammer verwiesen. Und doch braucht man nicht in Kinderstimmungen zurück zu fallen, in Stimmungen, wo man z. B. von der Märchenwelt erfüllt mit Leid empfand, daß es keine Feen und keine Zauberei mehr giebt, um auch jetzt einmal in gespannter Lage einen sichern Ausblick in die Zukunft zu wünschen oder zu versuchen, also den Prophetenblick, an den die alten Zeiten glaubten. Und daß nicht alles daran bloß in die historische Kumpelkammer paßt, daß das alte Prophetenwesen auch bei allem Dunst und leerem Schimmer einen rechten Kern enthielt, das ist wohl auch nicht schwer zu sehen und hat seinen Wert, nicht bloß geschichtlich genommen. Mir fällt, um kurz den Gesichtspunkt dafür aufzustellen, Wallensteins Wort bei Schiller ein (Wallensteins Tod 2, 3):

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

Ich erinnere mich noch, wie mich als Schüler, gerade rationalistisch genug geschult und gestimmt, das Wort doch mit einem schönen Ahnen tief durchzuckte, als ichs zuerst las. Setzt man sich für den Weltgeist, der, Wallensteins Denkweise angemessen, etwas nach Mittelalter schmeckt, den Zeitgeist, für das Schicksal, das nach Altertum schmeckt, die Zukunft, so hat man wohl den Gedanken in der Form, wie ihn auch die heutige nüchterne Denkweise noch brauchen kann: es giebt in allen menschlichen Verhältnissen, die als Ganzes in arbeitender Bewegung sind, einen Punkt oder eine Linie, wo die eigentliche treibende Kraft wohnt, und trifft man in glücklicher Stunde mit seinem Denken

und Fühlen in diesen Punkt, so kann man den noch nicht gegebenen Fortgang der Bewegung des Ganzen im Voraus sehen, soweit nicht äußere, unberechenbare Störungen ihn hemmen; man sieht die Linie entlang, die noch nicht da ist und doch in den Verhältnissen schon mit gegeben. In diesem Sinne wird denn auch noch täglich prophezeit, im kleinen wie im großen Leben. Im großen Leben z. B. von den Parteien, am selbstgewissesten von den beiden äußersten Parteien, die beide die letzte treibende Kraft und ihre Bewegungslinie am sichersten in der Gewalt zu haben glauben, den Socialdemokraten und Jesuiten. Wo die tiefste, rechte treibende Kraft wirklich wohnt, der man sich mit seiner eignen Kraft anzuschließen und in Dienst zu stellen hat, das gälte es sicher zu finden in dem Durcheinander der Meinungen, das wohl jetzt wilder werden will als je, das wäre das rechte Prophetentum für heute, und das ist eben wesentlich mit der Streit der Parteien. Die verschiedene Antwort hängt neben dem verschiedenen Wollen oder Willensziele von der verschiedenen sogenannten Weltanschauung ab, die aber selbst immer zugleich eine Art Prophezeiung ist, ein Voraussehen in die Zukunft, eigentlich ein Hinausschauen über die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, in eine Gestaltung, wie sie sein könnte oder sollte und werden muß, wie man meint, wenn Rettung kommen soll. Offenbar wie gesagt auch eine Art Prophetentum, das teils in die Zukunft voraus, teils zugleich in die Vorzeit zurückschaut, wohl auch in eine nur geahnte Vorzeit, um aus dieser her über die Enge der Gegenwart hinweg den großen Gang sicher zu erkennen, den die Dinge gehen sollen, ganz wie die Propheten alter Zeit. Das Prophetentum kann nicht aussterben, wenn es auch nicht mehr so heißt und in der Ausübung manches anders geworden ist, als in alter Zeit.

Wir stehen nun jetzt mit unsern deutschen Angelegenheiten seit dem Abscheiden des Kaisers Wilhelm auf einem Punkte unsers Weges, der zum Rückschauen wie zum möglichsten Vorschauen auffordert oder drängt, wie es nur je in unsrer Geschichte gewesen sein kann. Das Vorschauen wirft Fragen vor uns auf, zum Teil schwer genug; das Rückschauen giebt uns viel Antwort und damit Trost und Mut. Es zeigt aber auch viel schwere, bange, ja verzweifelte Lagen, in denen man sich aus der Beklemmung des Augenblicks herausrettete durch Vorschauen in die Ferne und Aufschauen in die Höhe. Unfre Geschichte ist voll von Prophezeien, das oft zugleich, wie bei den Propheten des alten Testaments, die Form des Strafens und Mahnens annimmt, um die Geister und Herzen auf die rechte Bahn zu lenken, zu treiben oder zu locken. Und immer handelt sich dabei wesentlich um den einen Punkt, von dem wir heute sagen dürfen, daß er erreicht ist, denn der Kern des alten Prophezeiens ist doch nun eingetroffen. Es reizte mich, Einiges zusammenzustellen, das ich eben zur Hand habe und das gerade reichen wird, diese fröhliche Thatsache ermutigend ins Licht zu rücken. Weiteres, das ich mir recht wünschte, wäre Sache eines Geschichtskenners.

Der schwache Punkt im Gefüge des Reiches, um den sich im Grunde im Laufe der langen Jahrhunderte hinter uns gehandelt hat, wird schon früh im dreizehnten Jahrhundert mit aller Klarheit und Schärfe bezeichnet, mit bangem Voraussagen der zerstörenden Wirkung, in einem Spruche Freidanks (73, 8):

der vürsten ebenhære
stört noch des rîches âre;

d. h. daß die Fürsten einander, auch den Kaiser eingerechnet, eben hâr, gleich hochgestellt sind oder zu sein in Anspruch nehmen. Ich weiß noch, wie mir zu Mute wurde, als ich den Spruch zuerst las, nach dem traurig fehlgeschlagenen Frankfurter Versuche, die Kaisergewalt wiederherzustellen als Schutzdach für das Reich in neuem Aufbau oder Ausbau: wie weh wurde einem bei diesem prophetischen Blicke, der, über 600 Jahre alt, nun vor uns so bewährt erschien! Und wie anders, wie ruhig liest man die Worte jetzt! Es ist ja eigentlich der altgermanische Grundgedanke von der Stellung des Königs unter seinen Fürsten, daß er primus inter pares sei, was sich im alten Frankreich ausgesprochen fortsetzte in den pairs, in England noch jetzt in den peers. Aber wie viel guten Willen, welch gesunden Sinn, welche hingebende Treue setzte dies scharf zugespitzte Verhältnis voraus: Gleiche, die wohl Einen als Ersten anerkennen, weil ihnen der allein ihre Gemeinschaft und Einheit sichert, der aber selbst doch auch zugleich noch ihnen gleich sein soll. In Frankreich trug von den Begriffen, die da in so überkünstlichem Gleichgewicht gaukeln, das primus den Sieg davon, bei uns das pares, und damit kam das Ganze auf den Weg der Auflösung, wie mans also schon im dreizehnten Jahrhundert sah und gewiß unter den Leuten besprach. Das Ende der Richtung war die sogenannte Souveränität der Fürsten, von der nach 1850 wieder so viel und nachdrücklich die Rede war, daß einem dabei um das alte, liebe, große, ganze Vaterland, das uns endlich einmal vor den Händen hingeschwebt war, wie ein Schmetterling, nach dem der Knabe hascht, nun doppelt angst und bange wurde. Jetzt, seit 1870, hört man eigenerweise nicht mehr reden von dem französischen Begriff und Wort, und wer verliert dabei? Ist es doch, als wäre das uralte primus inter pares mit seinem guten und gesunden Kern nun auch glücklich hergestellt zum Heile des Ganzen und der Einzelnen.

Unsern Vätern aber ist über ein halbes Jahrtausend lang auferlegt gewesen, das Reich verfallen zu sehen, wie es dort Freidank schon voraussagte. Wie hundert Jahre nach ihm der prophetische Blick in die deutsche Gegenwart und Zukunft sah, zeigt ein Gedicht aus den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, dann oft erweitert und erneuert, später auch gedruckt; es nennt sich Sibyllen Weissagung, eine litterarische Form des Prophetentums, die aus dem Altertum ins Mittelalter herüber wirkte.*) Die alte Sibylle wird da

*) Genauerer bei Fr. Vogt, über Sibyllen Weissagung, in Paul und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 4, 48 ff.

vorge stellt als dem Kaiser Augustus, also am Anfang des römischen Reiches, dessen Geschehnisse vorhersagend bis ans Ende, das man sich in der Bekommenheit der Zeiten recht nahe dachte, in Anknüpfung an die biblische Voraussage des jüngsten Gerichts, das tausend Jahre nach Christo kommen sollte, und als es da doch nicht kam, nur hinausgeschoben, aber nahe bevorstehend gedacht wurde. So führt die Sibylle auch die letzten Kaiser und Könige vor, die der Zeit des Dichters im Bewußtsein waren, mit der Angabe, unter ihnen würde römesch rich geswecht von jar zu jar: man sah es ja so vor sich, das römische Reich aber war aus alter Zeit her, aus Karls des Großen Zeit her gedacht als die Grundlage, das Grundgefüge aller Ordnung in der Christenheit, d. h. zugleich der Culturwelt, der Welt überhaupt. So düster sah es da aus in den Geistern, die sich zu einem Überblick auf das Ganze erhoben! Und die große Zeit des zwölften Jahrhunderts, wenigstens eine Zeit mächtigen Aufstrebens, um die alte Idee des Reiches kräftig zu verwirklichen, war noch deutlich genug im Gefühl, wenn auch im geschichtlichen Bewußtsein seltsam getrübt, denn an Stelle unsrer Geschichte stand damals noch wesentlich die Sage von Mund zu Mund, wie sie jetzt noch z. B. bei unsern Bauern auch waltet.

Aus der großen Zeit war dem höhern Bewußtsein oder Gefühl ein Name als Stern geblieben, der gleichsam am Gedankenhimmel stehen blieb und da aus einem Stern der Vergangenheit von selbst nun ein Stern der Zukunft ward, der Leitstern im Wogenstürme der Zeit: der Name Friedrich, mit seinem Klang und Gehalt zugleich auf das deutend, wonach die Zeit des furchtbar kämpfenden Wirrwarrs am heißesten lechzte, auf Frieden. Aber nicht, in klarer Bestimmtheit, Friedrich der Rotbart, der in unsrer Kyffhäuser Sage erst in der neuern, gleichfalls prophetischen Dichtung so bestimmt eingesetzt worden ist, sondern eine Gestalt, die sich aus Friedrich dem Ersten und dem Zweiten im Volksbewußtsein von selbst gebildet hatte, ein Friedrich schlechthin als Stern der Hoffnung, als Held von höchster Kraft und Weisheit, der wiederkommen müsse und werde, als deutscher Held schlechthin. In einer lateinischen *prophecia Sibyllae* aus der Zeit Karls des Vierten (bei Vogt a. a. D. S. 86) heißt es von Friedrich, in dem aber schon da die beiden Friedrichs vermischt erscheinen: *hic divitiis et gloria praeeminet et similis sui non erit diu*, seines Gleichen an Macht und Glanz wird lange nicht wiederkommen. Aber wenn er einmal möglich gewesen ist, muß er auch wieder möglich sein, das mußte der Gedanke sein. Dazu kam der alte Glaube, daß rechte Helden, wie sie die Völker brauchen, nicht sterben, wie andre Sterbliche, sondern nur der Alltagswelt entrückt werden, um wiederzukehren als Retter, wenn ihre Zeit gekommen ist. Also auch der unentbehrliche Friedrich konnte, mußte wiederkommen.

Und welche Aufgabe wurde ihm dafür gestellt! Nicht bloß, wie wirs aus der Kyffhäuser Sage kennen, Deutschland in Ordnung zu bringen, sondern die

ganze Christenheit, die ganze Welt. Er sollte nach der Weissagung der Sibylle der letzte Kaiser sein vor dem Weltende oder der neuen Weltordnung, sollte mit gewaltiger Heeresmacht ausziehen, endlich das heilige Grab zu gewinnen, denn das nur konnte der Mittelpunkt der vollendeten Christenwelt sein. Dort sollte er großes Gericht halten (denn das war aus alter Zeit her der Kern der Königsgewalt), Gericht als eine Art Vorspiel des jüngsten Gerichts. Das aber erscheint vorgestellt in altgermanischer Form, er würde, hieß es, seinen Schild an einen dürren Baum hängen, d. h. den altgermanischen Gerichtsbaum, der zugleich heilig war als Wohnstätte der Gottheit und heiliger Mittelpunkt des Volksgebietes, der denn auch hier zugleich in eins gesetzt wurde mit dem Baume, an dem Christus hatte den Tod für die Menschheit erleiden müssen, und mit dem Baume im Paradiese, der zum Sündenfall den Anlaß gab. Dann aber sollte der Baum wieder grünen, als Zeichen eines neuen, großen Lebens gedacht, und alles sollte gut werden auf Erden: eine wunderbar überschwängliche Vorstellungsmasse, aber mit einer großartigen, tiefsinnigen Einheit, gerade so, wie sie die aufgeregte Geisteswelt, wie sie damals war, eben brauchte, um ihr aus der Zukunfts- und Ideenwelt Ruhe und Mut zu geben. Der wunderbare Baum liegt uns ja noch nahe in der Sage vom Birnbaum auf dem Walserfelde am Untersberg, der ein heimischer Ableger jenes Weltgerichtsbaumes ist, einer Sage, die auch in unsrer kritischen Zeit doch durchaus noch mit Achtung angesehen wird, wie die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser auch; sie prägen sich in der Jugend mit so reicher, schöner, tiefer Ahnung ein, daß sie auch im Mannesalter noch im Gemüte Stand halten vor dem nüchtern kritischen Denken oder Spotten.

Solch ein Ungeheures erwartete man also, und nicht in Deutschland bloß, von dem deutschen Helden der Zukunft, von dem Friedrich. Frieden und Einheit unter den Völkern sollte er herstellen, dabei einen Glauben über die Welt, im Christentum aber auch Versöhnung zwischen Klerus und Laien, die so nötig war nach den schlimmen Störungen durch die langen, erbitterten Kämpfe zwischen Kaiser und Papst. Es weht einen eigen an, wenn man in der Weissagung folgendes liest und dabei unwillkürlich an heutige Verhältnisse denkt:

die pfaffen, die da sint vertriben
und sint bliben (bis) uf die zit leben,
den wirt ir wirdikeit wider geben,
das volk gewinnet si aber (wieder) lieb und wert,
ieder man ir leren und ir bredigen begert.

So rettete die Prophezeiung die Geister aus schwerster Beklemmung durch ein kühnes Aufschwingen hoch über das Elend des Augenblickes hinaus; ein Vorschauen von innen heraus zeigte der Zeit das Bild der Welt, wie sie sein sollte, werden mußte, gleichsam in die Wolken gemalt mit Gold und Silber und Morgenrot. Das Nachwirken dieser Prophezeiung aus dem vierzehnten Jahrhundert ist

Grenzboten III. 1888.

bis ins siebzehnten zu erkennen, wo sie die Böhmen auf sich und ihren König Friedrich von der Pfalz, den sogenannten Winterkönig, anwandten, um sie in ihm erfüllt zu sehen (s. E. Weller, die Lieder des dreißigjährigen Krieges S. 34, 47, 104); wie vielen Tausenden sonst mag sie in schwerer Lage den sinkenden Mut, die erlahmende Kraft wiedergegeben haben, wie uns manchmal, zuweilen gerade in schlimmster Lage, ein schöner Traum ermutigt und auch durch einen schweren Tag begleitet mit seiner Nachwirkung. Träume sind nicht bloß Schäume, sie können auch unser Bestes aus der Tiefe heraufholen, besser oft, als es das wache Bewußtsein fertig bringt. Und es giebt auch nationale Träume solcher Art, im Leben der Völker nicht zu missen. Propheten, Weise, Dichter malen oder legen sie aus, Staatsmänner, Fürsten, Helden führen sie aus, wenn die Zeit dazu kommt. Wir haben es ja erlebt im größten Stile an zwei Völkern in Europa, wir selbst darunter, und können nun wohl auch auf alte Prophetenträume, wie dieser, der sich um den Namen Friedrich bildete, mit aller Achtung und Freude zurückblicken, ja uns selbst noch dran erbauen, im Mut erhöhen.

Um ein Jahrhundert später erscheinen Prophetenträume in anderer Form, der harten Wirklichkeit nüchtern näher, doch auch mit großem Ziel und Aufschwung. Die alte Gährung der Geister und der Verhältnisse in Reich und Kirche war zu einer Stärke gediehen, daß alles nach einer tiefgreifenden Reform, einer reformatio, einer Neubildung rief oder schrie. In Kaiser Sigismund (richtiger Sigmund) fand die Bewegung einen Mann, der sie, an der rechten Stelle stehend, zu lenken beschloß, wenn er auch später davon zurückkam, und man kam ihm dabei mit einer Begeisterung entgegen, die das Beste versprach.

Auf dem Costnizer Concil, wo er dem Kirchenschisma ein Ende machte, wurde er als der berufene Verjünger der alternden Welt, als neuer Moses gefeiert (F. von Bezold in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1876 2, 1230). Und sofort rückte er damit in den Rahmen der über diesen Hoffnungen schwebenden, glänzenden Friedrichsgestalt ein, eine Kölner Chronik vom Jahre 1499 giebt geradezu an, er habe bei der Kaiserkrönung den Namen Friedrich erhalten (daselbst), auch die Gewinnung des heiligen Grabes prophezeite man ihm. Daß er dabei selbst an Sibyllen Weissagung dachte, wie alle Welt, und an seine Stellung dazu, ist bezeugt durch die merkwürdige Äußerung, er selbst zwar sei kein Friedrich, aber es werde ihm bald ein Kaiser Friedrich nachfolgen. Er meinte aber einen bestimmten Mann, einen Fürsten, den er schon in seine Nähe gezogen und mitten in die Reichsangelegenheiten versetzt hatte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus dem Hohenzollernstamm, dem er die Brandenburgische Mark mit der Kurwürde übergeben hatte, er erwartete von ihm die Vollendung des begonnenen Werkes der Neubildung des Reiches.*) So prophe-

*) J. G. Droysen, Eberhard Windeck, in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 3, 172.

zeite der Kaiser selbst, auf den man die Prophezeiung bezog, über sich hinaus, aber auch in großer Zeitnähe. Eintreffen sollte es erst Jahrhunderte später, wirklich durch Friedrich aus dem Brandenburger Hause.

Die mit Sigmunds Auftreten aufgeregten Hoffnungen und Forderungen nahmen scharf ausgeprägte Gestalt an in einer Flugschrift, die geradezu unter dem Namen Reformation des Kaisers Sigmund geht, den man ihr schon im fünfzehnten Jahrhundert gab, obschon nicht der Verfasser selbst. *) Sie ist geschrieben vermutlich im Jahre 1438 gleich nach des Kaisers Tode (Bezold a. a. O. 1226) und scheint gedacht als sein Testament an die Zeit, daß die großen Pläne zur Ausführung kämen. Er selbst tritt darin auf und berichtet von einem wachen Traum, den er zwischen Nacht und Morgen gehabt, wie eine Stimme ihn zu dem Werke berufen habe, der göttlichen Ordnung einen Weg zu bereiten, aber doch nur als „wegberaiter des, der nach dir komen sol“ (S. 242). Dieser aber ist ein Priester, der Friedrich von Lantnaw genannt wird, d. h. niemand als der Verfasser selbst, Friedrich Reiser mit Namen, also auch ein Friedrich, wie der neue Markgraf von Brandenburg, aber ein Mann aus dem Volke. Er giebt aber an, der Kaiser habe mit ihm geredet, und zwar in Basel (S. 244), doch wohl auf dem Concil, nennt sich auch seinen Rat (S. 171), und so viel Phantasterei in der Schrift des aufgeregten Geistes mit unterläuft, wäre das doch nicht anders, als wie man von Kaiser Maximilian weiß, daß er gelegentlich bedeutende Männer zu sich beschied, z. B. Kaisersberg, Murner, um ihre Meinung über die Zeitfragen zu hören. In Friedrich Reisers Schrift spricht neben aller Schwärmerei die Noth der Zeit, wie sie durch herangewachsene Mißverhältnisse, besonders auch den Mißbrauch der Gewalt von oben, fast allen Ständen auferlegt war. Die Prophezeiung nimmt zugleich die Form der Forderung an, der selbst die Drohung mit dem Schwert nicht fehlt, und greift so tief und umfassend in die Wirklichkeit herunter, daß z. B. außer gründlicher Änderung in dem Elend des Zoll-, Münz- und Geleitzwesens auch die Herstellung guter Straßen für den Handel, die Bestellung wenigstens eines studirten Arztes in jeder Reichsstadt, die Aufhebung des Zunftwesens und der Leibeigenschaft gefordert werden. Man fühlt recht, wie es Zeit war, daß das Prophezeien aus den Wolken der Zukunft auf den verwüsteten Boden der Wirklichkeit herunterstieg, daß es aus tröstendem Vorschauen in Zugreifen und harte Arbeit überging. Freilich eine Arbeit von Jahrhunderten, mit der wir noch zu thun haben, so viel schon aufgeräumt ist und neu gebaut und gepflanzt wird.

Neben dieser Stimme aus dem Volke, aus dem gährenden Drange der Lage von unten erklingt in derselben Zeit in wesentlich gleicher Richtung eine

*) S. W. Böhm, Friedrich Reisers Reformation des Kaisers Sigmund. Leipzig, 1876, S. 159; die Schrift ist da gründlich behandelt, neu abgedruckt in kritischer Herstellung, auch der Verfasser ermittelt.

Stimme aus der reinen Höhe des Geistes, aber aus großem Sinn und Herzen, auch von einem Priester, in der Schrift des Nicolaus Cusanus, d. h. von Cues (an der Mosel) de concordantia catholica vom Jahre 1433, d. h. von der gottgewollten und wiederherzustellenden allgemeinen Harmonie (er braucht auch das Wort harmonia) in und zwischen Kirche und Reich, von der alles Heil im ganzen und einzelnen abhängt. Die Schrift ist an den Kaiser gerichtet und an das zu Basel versammelte Concil, auf dem das Heilmittel für die aufs höchste gestiegene Not gefunden werden sollte; im dritten der drei Bücher, das vom Reiche handelt, zeichnet der Verfasser, wie Bezold a. a. D. S. 1219 es ausdrückt, „großartig und prophetisch das Idealbild eines einheitlich organisirten, von Rom unabhängigen Deutschland, in dem sich eine starke Centralgewalt und eine ausgebildete Vertretung der Einzelstände das Gleichgewicht halten“: von Rom unabhängig, denn der hochgestellte Priester, nachher auch Cardinal, ist zugleich ein ganzer, rechter Deutscher, dabei Gelehrter und Philosoph recht im guten, neuen Sinne, eine Leuchte seiner Zeit und des deutschen Geistes überhaupt, mit großem Blick auf das Ganze und scharfem Auge für das Einzelne. So überfieht er auch klar die verkommenen Zustände der Zeit, sieht aber mit demselben Blick darüber hinaus in einen Zustand, wie er sein könnte und werden müßte, und zeichnet sein Bild davon, groß wie ein rechter Philosoph und zugleich ins Einzelne hinein wie ein geübter Staatsmann und Geschäftsmann, man wird an Leibniz erinnert. Was er aber vor sich sah, wenn es weiter ginge wie bisher, erfährt man im 32. Capitel: *Mortalis morbus imperium Germanicum inuasit, cui nisi subito salutari antidoto subueniatur, mors indubie sequetur, et quaeretur imperium in Germania et non inuenietur ibi et per consequens alieni capient loca nostra et dividuntur inter nos, et sic alteri nationi subijciemur.* Dabei muß an die Franzosen gedacht sein, es ist, als wäre vorausgesehen, was durch Napoleon wahr werden sollte eine Zeit lang: das deutsche Reich (wohlbemerkt nicht das römische) dicht vor dem Untergange, wenn nicht ganz rasch Hilfe gefunden wird, ein andres Volk wird uns unterwerfen, die Reichsgewalten an sich nehmen und sich herrschend unter uns verteilen. Und noch ein anderer düsterer Vorblick im 30. Capitel, das von der reichsvergeffenen Selbstsucht der Fürsten handelt, die die Kraft des Reiches zerpflücken (also wie bei Freidank oben im dreizehnten Jahrhundert) und unter einander haberdnd auch sich selbst und die Glieder lähmen: *Curantibus omnibus sua augmentare, imperio ad nihil tendente, quid sequitur nisi universorum destructio?* Es fehlt dem Ganzen die *potentia major conservativa et pacativa imperii*, also „conservativ“ schon hier, vielleicht neu; merkwürdig übrigens, was damals der Weise für das Reich verlangte und vermifste, das ist nunmehr, fünfzehalb Jahrhunderte später, das neue Reich, dem wir angehören, für Europa, die *potentia conservativa et pacativa*. Am Ende des Capitels aber klingt es dort düster prophezeiend für die Fürsten: *Sicut principes imperium devorant,*

ita populares devorabunt principes, der gemeine Mann wird die Fürsten verschlingen, wie diese dem Reiche thun, also wie es dann in den Stürmen von unten durch den sogenannten Armen Konrad und die Bauernkriege wahr werden wollte, deren Sturmgeist man schon in der Schrift des Priesters Friedrich wehen fühlt. Aber die Bauern forderten ja auch eine Erneuerung und Wiederherstellung der zerstörten Reichsordnung und Reichsgewalt, eine gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht durch das Reich u. s. w.

Im sechzehnten Jahrhundert erhielt der Gang oder besser Stand der Dinge eine neue Wendung, die stockende Gährung fand eine bestimmte Richtung, in der die Kräfte sich zusammenschließen konnten zu nahem, hohem Ziele. Es weht eine Frühlingsluft durch die ersten Zeiten der Bewegung, mit der ein deutscher Mann, ein Mönch, nun fertig zu bringen schien, was die Concilien mit Kaisern und Päpsten nicht vermocht hatten, die Reformation, ein deutsches Christentum, verjüngt aus der reinen Quelle des Evangeliums und der Wirkung des erweckten Gewissens. Und in derselben Zeit war auch ein Augenblick, wo die Reichsfrage gleichfalls auf neuen Fuß gestellt zu werden schien, indem man nach Maximilians Abscheiden die Reichsgewalt nach dem Lande verlegen wollte, das schon seit dem zur Reige gehenden Mittelalter sich wie zu einem neuen Kraft- und Schwerpunkte für die Zukunft des Reiches herausgebildet hatte, demselben Lande, von dem die religiöse Reformation ausging ins Reich. Es mußte wohl dem Volke, vielleicht den Kurfürsten selbst nicht als Zufall erscheinen, daß es ein Friedrich war, dem sie im Jahre 1519 die Krone des Reiches anbieten konnten.

Luther selbst setzte den Namen seines Kurfürsten in Beziehung zu der alten Prophezeiung, obwohl nur im religiösen Sinne, in der Schrift vom Mißbrauche der Messe vom Jahre 1522 (Senaer Ausgabe der Schriften 2, 45b): „Ich hab oft in diesen Landen, als ich ein Kind war, ein Prophecey gehört, Kaiser Friderich würde das heilige Grab erlösen, und wie denn der Propheceien art und natur ist, das sie ehe erfüllet, denn verstanden werden, so sehen sie allzeit anderswo hin, denn die wort für der Welt lauten. Also deucht mich auch, das diese Prophecey in diesem unserm Fürsten Herzog Friderichen zu Sachsen erfüllet sey. Denn was kunnen wir für ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinnen die warheit Christi durch die Papisten getödtet, begraben gelegen u. s. w. Denn nach dem Grab, da der Herr in gelegen hat, welchs die Saracen inne haben, fragt Gott gleich so viel, als nach allen Rünen von Schweiz.“ Der Fürst, heißt es weiter, sei doch in Frankfurt von den Kurfürsten einträchtiglich als Kaiser gewählt worden und wäre es, wenn er gewollt hätte, sich selbst aber denkt er, fragweise hingeworfen, als Engel bei dem Grabe, also als gottbestellten Hüter der evangelischen Wahrheit. Der Gedanke wurde in einem Liede verarbeitet, das sich „ein neuer Bergreye von der Sibilla weiffagung“ nennt (Nhlands Volkslieder Nr. 353). Aber auch Luther selbst

wurde als der rettende Friedrich aufgefaßt, man deutete den in Sigmunds Reformation prophezeiten Priester Friedrich auf ihn (Bezold a. a. O. S. 1221). Es hat etwas tief Rührendes, dies Festhalten an einem Hoffnungsfaden, einem Faden in einer Spinnewebe gleich, aber fortgesponnen in den Geistern an einem Namen, der alle Not überleuchtete. Und die Hoffnung sollte ja nicht täuschen, wenn auch die Not sich noch lange mit fortspann in wirrem Gewebe.

Von Luther selbst ist über Deutschlands politischen Stand eine Äußerung glücklich aufgezeichnet, die gar nicht mittelalterlich mehr, sondern recht modern klingt, in seinen Tischreden (Frankfurt 1571 395 b, Förstemanns Ausgabe 4, 662, auch in der Auswahl von Friedr. v. Schmidt, Leipzig, Reclam, S. 371): „Deutschland ist wie ein schöner weiblicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter. Gleich nun wie ein stark Pferd on einen Reuter, der es regiert, hin und wider in die irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten.“ Anwendung auf das, was wir nun über dreihundert Jahre später erlebt haben, ist auszusprechen nicht nötig. Mir wars aber, als müßte Bismarck auf alle Fälle von Luthers Worten wissen, so hab ich mir denn einmal erlaubt, sie ihm als Neujahrsgruß zuzuschicken. Von ihm selbst weiß man ein anklingendes Wort, in dem er aber, man könnte sagen bescheiden, Deutschland selber zum Reiter macht: „Setzen wir nur Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können.“

Auch im siebzehnten Jahrhundert, in der Zeit des größten deutschen Elends, konnte das Prophezeien nicht fehlen; mitten in der entsetzlichen Ernüchterung gegenüber der Blütezeit des vorherigen Jahrhunderts glich es mehr als je dem Brete, an das sich der Ertrinkende klammert, um über Wasser zu bleiben. Wenn es im sechzehnten Jahrhundert auf bestem Wege war, daß sich ganz Deutschland um die Stimme des Propheten sammelte, um zunächst die religiöse Reformation durchzusetzen, so gab eben diese nun den Anstoß dazu, daß die politischen Kräfte gegen und durch einander gingen in einem Kampfe der Vernichtung und Verwüstung, daß die altersehnte Reformation unter Mitwirkung des Auslandes zu einer allgemeinen Zerstörung zu werden drohte. Und doch blühte in derselben Zeit in der Litteratur eine neue Geisteswelt auf, auch eine Reformation, die für die Gesamtreformation selbst die Führung übernehmen sollte.

Das patriotische Prophezeien erscheint groß und eigenartig bei Christoph von Grimmelshausen, mit eigentümlicher Mischung von Ideen, die der Vergangenheit, und solchen, die der Zukunft zugetehrt sind, dabei in dem köstlichen Tone, der dem merkwürdigen Manne zu Gebote steht, jener Mischung von ganzem, großem Ernste, wie ihn die Zeit nährte, und freiem Humor, wie sie ihn in gesunden Geistern gerade auch wach rief, einem heiter in sich selbst ruhenden Sinne, der über die Greuel und Ängste der Zeit frei hinweg schwamm.

Diesen Ton zeigen gerade auch die beiden Capitel des Simplicissimus, die von dem deutschen Helden der Zukunft handeln, das vierte und fünfte des dritten Buches. Grimmelshausen braucht das seine Kunstmittel, das Traumbild von einem halb Irren ausgehen zu lassen, der sich für einen Gott hält, auf die Welt heruntergekommen, um nach ihrem Elende und der Abhilfe zu sehen. Simplex trifft ihn im Walde, mit sich selbst redend: „Ich will einmal die Welt strafen, es wolle mirs dann das große Numen nicht zugeben“; er erkennt in ihm „einen Erzphantasten, der sich überstudiret und sonderlich in der Poeterey gewaltig verstiegen (d. h. bis in den Olymp hinauf), dann da er bei mir ein wenig erwarmete, gab er sich vor den Gott Jupiter aus.“ Es geht einen schwer an, die köstliche Ausführung der Verhandlung zwischen beiden zusammenzuschneiden, die fortwährend zwischen tiefem Ernste und heiterer Laune spielt. Jupiter verkündet: „Ich will einen Teutschen Held erwecken, der soll alles mit der Schärfe des Schwertes vollenden; er wird alle verruchte Menschen umbringen und die fromme erhalten und erhöhen“: mit der Schärfe des Schwertes, das lag ja der blutigen Zeit nahe genug. Der Held erscheint aber zugleich noch als der in Sibyllen Weissagung Verheißene, der das jüngste Gericht einleiten oder vollziehen sollte und damit die Erneuerung der Welt mit allgemeinem Frieden und Einigung im Glauben. Er heißt zwar nicht mehr Friedrich, wie auch vom heiligen Lande und dem wunderbaren Gerichtsbaume nun nicht mehr die Rede ist, aber er ist im Kern immer noch der Friedrich der alten Prophetenträume. Reif für das jüngste Gericht wäre diese Welt, das ist als Grimmelshausens Stimmung hindurch erkennbar (kommen doch bei Goethe ähnliche Gedanken vor). Auf die Einwendung des Simplex, daß ja das wieder nur Krieg gebe, dessen Greuel man genug habe, heißt es: „Ich will einen solchen Held schicken, der keinen Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren soll,“ reformiren, das Wort aus dem fünfzehnten Jahrhundert her. Der Held wird dann lange geschildert als eine außen und innen glänzende Erscheinung, als ein Gewaltiger an leiblichen und geistigen Gaben, daß einem wohl wird, ihn auch nur in Gedanken vor sich zu sehen. Er ist auch mit einem wunderbaren Schwerte ausgerüstet, das ihm Vulcan schmiedet und das ihm alle Beihilfe weiterer Gewalt überflüssig macht, Jupiters Donnerkeil ähnlich, eine Erfindung, würdig der Romantiker oder der Propheten des vierzehnten Jahrhunderts. „Zu lezt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen und die Regierung über Meer und Erden so löblich anstellen, daß beides, Götter und Menschen, ein Wohlgefallen darob haben sollen.“

Denn auch das alte Bild vom römischen Weltreich in deutscher Hand liegt noch dem Ganzen zu Grunde, es konnte nicht so bald sterben, so groß war es. Es heißt ausdrücklich, da Simplex auf den Widerstand der gegebenen Verhältnisse verweist: „Die Könige in Engelland, Schweden und Dennemark werden, weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens, der in Hispania, Frank-

reich und Portugall aber, weil die alte Teutschen selbige Länder hiebevorn auch eingenommen und regieret haben, ihre Kronen von der Teutschen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfangen, und alsdann wird wie zu Augusti Zeiten ein ewiger beständiger Friede zwischen allen Völkern in der ganzen Welt sein": ein wundersames Traumbild, zumal mit dem grausigen großen Kriege als Hintergrund, aber eben dieser trieb als Gegensatz dies Traumbild heraus als Trost in den Wolken erscheinend. Daß auch in dem geträumten Verhältnis von Europa zu Deutschland ein ernster Kern enthalten ist, wird durch den Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit erkennbar. Man weitete sich damals, im Beginn des sprachvergleichenden geschichtlichen Denkens, an der Einheit der Sprachen und des Geblüts der germanischen Völker, man stärkte sich daran in dem mitten in allem Jammer neu aufsteigenden deutschen Selbstbewußtsein, und hier leuchtet aus der neuen Erkenntnis ein ahnender Gedanke auf: wenn diese Einheit das Ursprüngliche ist, muß sie wohl auch wiederkommen in der Zeit der Vollendung, wo die deutsche Nation (denn diese ist gemeint, nicht das Kaisertum) als Lehnherrin von Europa Allen den ewigen Frieden verbürgen wird.

Der närrische Jupiter denkt aber auch an die harte Gegenwart und greift mit großen Zukunftsgedanken ein. Nach dem großen Gericht wird der teutsche Held „von jeder Stadt durch ganz Teutschland zweien von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Städte miteinander auf ewig vereinigen (von den Fürsten ist keine Rede), die Leibeigenschaften samt allen Zöllen, Accisen, Zinsen u. s. w. aufheben und solche Anstalten (Einrichtungen) machen, daß man von . . . keiner Beschwerde beim Volk mehr wissen, sondern viel seliger als in den Elysäischen Feldern leben wird.“ Ja Jupiter selbst will dann mit dem ganzen Chorus der Götter zu den Deutschen heruntersteigen, „mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergößen,“ biblisch traumhaft gedacht. Auch an die Bewegung denkt er, in der damals und noch auf lange hin die Geister ihren nächsten Hoffnungsstern glänzen sahen, an die durch Opitz angeregte. Da einmal die Götter in Deutschland sich ansiedeln werden (von denen ja die Dichter und Redner so viel fangen und redeten, die Maler malten u. s. w.), will er auch den Helicon nach Deutschland versetzen und die Musen von neuem darauf pflanzen, ein traumhafter Ausdruck für das Ziel, das man sich im Wettstreit mit den Italienern, Franzosen u. s. w. als höchstes gesteckt hatte: aus Deutschland ein neues Kunst-Griechenland zu machen, ein Ziel, das ja treibend und lockend gewirkt hat eigentlich bis es durch die Romantiker von einem andern abgelöst wurde.*)

*) Dieser Gedankenkreis giebt, beiläufig zu sagen, auch noch den Iim=Athen, Pleiß=Athen, Har=Athen, Gleim=Anakreon, Goethe=Apoll u. s. w., die uns nun doch bestaubt aussehen, seinen Hintergrund und rechte Beleuchtung. Im siebzehnten Jahrhundert wimmelt es von solchen Gleichsetzungen von Griechischem und Deutschen, mit einem Ernst behandelt,

Köstlich ist zwischen Ernst und Spiel schwebend und giebt dem Gedanken doch noch seine beste Kraft, wenn Jupiter zusagt: „Die Griechische Sprache werde ich alsdann verschwören und nur Teutsch reden, und mit einem Wort mich so gut Teutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern, die Beherrschung über die ganze Welt werde ankommen lassen,“ also Deutschland in der verjüngten seligen Welt als Griechenland und Rom in einem gedacht, die Königin an Bildung und Macht, alles Beste und Höchste, was die Welt gesehen, in ihm gesammelt und vertreten. Auch darin steckt mehr Ernst, als zunächst scheinen mag, war das doch auch das stille Strebeziel in Frankreich und auch in Italien. Ganzer Ernst aber steht hinter Jupiters Zusage, dann nur deutsch zu reden, das fließt aus dem Selbstgefühl, zu dem man sich, eben mitten in der Zeit, als die deutsche Sprache im Munde der alamodisch Gefinnten (die jetzt noch nicht ausgestorben sind) zu einem buntscheckigen Bettlersmantel wurde, an ihrem nähern Studium in der Studierstube erhöht hatte; der Fund oder Gedanke war ein Hauptanhalt für die beklemmten patriotischen Geister, daß die deutsche Sprache von allen lebenden Sprachen die herrlichste sei. Die Franzosen konnten sich an dem Gedanken, auf ihre Sprache angewandt, und halb Europa stimmte bei, die Deutschen rafften kämpfend und ringend daran ihren Mut auf für eine bessere, große Zukunft.

Simplex sagt nichts zu der Versetzung des Helicon in die deutschen Grenzen, scheint also damit einverstanden, wirft aber eine nüchterne politische Zwischenfrage ein: „Höchster Jupiter, was werden aber Fürsten und Herren dazu sagen, wann sich der künftige Held unterstehet, ihnen das Ihrige so unrechtmäßiger Weis abzunehmen und den Städten zu unterwerfen?“ Damit ist aber Jupiter rasch fertig. Darum wird sich der Held wenig bekümmern; er wird die schlechten vertilgen, den andern die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht, aber „was bleibet und sein Vaterland liebet, die werden leben müssen, wie andre gemeine Leute“ u. s. w. Also ein Aufräumen mit allen Fürsten und Herren, glücklich nur einem Narren in den Kopf und Mund gelegt, aber mit einem tiefem Grunde, der schon im fünfzehnten Jahrhundert in jener Reformation des Kaisers Sigmund, ja bei Nicolaus Cusanus zu erkennen ist, wo nicht schon in dem Gedanken Freidanks aus dem dreizehnten Jahrhundert. Vom deutschen Kaiser auch ist gar nicht die Rede, der deutsche Held steht an seiner Stelle, wohl aber vom römischen, im alten Sinne. Der deutsche Held wird nämlich „Constantinopel in einem Tage einnehmen und allen Türken, die sich nicht befehren oder gehorsamen werden, die Köpfe vor den Hindern legen; daselbst wird er das Römische Kaisertum wieder aufrichten und sich dann wieder in Teutschland begeben“ u. s. w., also der römische Kaiser nun aus Deutschland

z. B. bis in die Litteratur der Kochbücher hinein, der für uns ins Widerliche oder Späßhafte übergeht, damals aber der Träger eines hebenden unentbehrlichen Gedankens war, ausgegangen von den Humanisten.

Grenzboten III. 1888.

hinaus und wieder nach Konstantinopel gesetzt, um von da aus sein von den Türken abgebrochenes Amt als christliche Vormacht des Morgenlandes wieder anzutreten, ein Amt, das denn nunmehr der russische Zar übernehmen will oder soll, während bei Grimmeßhausen von Rußland gar nicht die Rede ist, das lag da noch über den europäischen Gedankenkreis hinaus.

Aber noch eins fehlt in dem Zukunftsbilde, das Wichtigste, die Religionsfrage. Ihr ist das fünfte Capitel gewidmet, sie erfordert noch mehr traumhaften Aufschwung, als das vierte Capitel brauchte, und wird eignerweise eingeleitet durch einen starken Anlauf von Humor, selbst bis in Derbheit hinein, als wollte sich der Verfasser vor dem Leser und sich selbst sicher stellen, daß er sich des Träumens gar wohl bewußt war. Simplex rückt mit der Frage heraus: „Wie wird aber Teutschland bei so unterschiedlichen Religionen einen so langwierigen Frieden haben können? werden so unterschiedliche Pfaffen nicht die Ihrige heizen und wegen ihres Glaubens wiederum einen neuen Krieg über den andern anspinnen?“ „O nein!“ sagte Jupiter, „mein Held wird dieser Sorge weislich vorkommen und vor allen Dingen alle Christliche Religionen in der ganzen Welt mit einander vereinigen.“ Und da der Frager an das Wunder nicht glauben will, entwickelt Jupiter seinen Plan. Sein Held werde die nach dem Universalfrieden versammelten geistlichen und weltlichen Häupter der christlichen Völker und Kirchen durch einen „sehr beweglichen Sermon“ dahin zu bringen wissen, „daß sie von sich selbst eine allgemeine Vereinigung wünschen“ und seiner „hohen Vernunft“ die Leitung des Werkes übergeben werden. Dann wird er „die allergeistreichste, gelährteste und frömmste Theologos“ von allen Religionen zusammenbringen, daß sie in frei behaglichster Lage die streitigen Fragen behandeln und beilegen und „mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, heilige und Christliche Religion, der heiligen Schrift, der uralten Tradition und der probirten heiligen Väter Meinung gemäß schriftlich verfassen sollen.“ Freilich wird sich der Teufel (er heißt Pluto) dabei gewaltig hintern Ohren kratzen und seine ganze Macht dagegen loslassen, aber der Held wird, „so lang dieses Concilium währet, in der ganzen Christenheit alle Glocken läuten und das Christliche Volk zum Gebet an das höchste Numen unablässig anmahnen und um Sendung des Geistes der Wahrheit bitten lassen.“ Also so spät noch einmal der alte Gedanke der Concilien, auch in der zu erzielenden Einhelligkeit, die allein die Wahrheit durch den heiligen Geist, der ja nur einer ist, verbürgen, herzustellen auf Grundlage der heiligen Schrift und der echten Tradition, also mit versöhnender Vereinigung der lutherischen und katholischen Grundsätze (vom Papst ist nicht die Rede), wie sie dann im vollen Ernst z. B. Leibniz anstrebte. Ja aber eben diese Einhelligkeit! Der Held wird sie im Notfall erzwingen, sie muß ja werden. „Wann er merken würde, daß sich einer oder ander vom Plutone einnehmen läßt, so wird er die ganze Congregation wie in einem Conclave [d. h. bei der Papstwahl] mit

Hunger quälen, und wann sie noch nicht daran wollen, ein so hohes Werk zu befördern, so wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder ihnen sein wunderbarlich Schwert weisen" u. s. w. Mag man über den Einfall, der noch nach dem aufgeregten und erbitterten Geiste des Priesters im fünfzehnten Jahrhundert schmeckt, lachen oder sich ärgern, auf alle Fälle durfte ein Narr im siebzehnten Jahrhundert unter der Angst der Zeit und der Bitterkeit der Stimmung so träumen und damit mehr als Narr sein, der Kern des Traumes ist weder zum Lachen noch zum Ärgern, er war und bleibt wohl träumenswert. Was hier von dem Zwange des gottgesandten Helden erwartet wird, das kam im achtzehnten Jahrhundert doch in Gang durch den Zwang der Bildung und Sinneserhöhung und Ausweitung, die, darin zugleich echt christlich, allgemeine Menschenliebe als höchstes Wort leuchtend an den Gedankenhimmel setzte. Wie es jetzt auch damit anders steht, wo es für so viele wohl noch eine Gedankenwelt, auch eine reichere als früher, aber keinen Gedankenhimmel drüber mehr giebt, man wird darauf doch zurückkommen, man wird eben auch müssen.

(Fortsetzung folgt.)



Otto Ludwig als politischer Dichter.



achdem ein Menschenalter seit den ersten fünfziger Jahren vergangen ist, lernen wir allmählich einsehen, welche frische, hoffnungsreiche und leistungsfähige Zeit damals über der deutschen Litteratur aufgegangen war. Es waren die Tage, in denen eine Reihe der besten und dabei grundverschiedensten Talente, deren Anfänge noch in die vierziger Jahre fielen, Männer wie Friedrich Hebbel, Gustav Freytag, Emanuel Geibel, in die Periode ihrer Reife traten, die Tage, wo Otto Ludwigs Dramen und Erzählungen, Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“ und „Leute von Selbwyla,“ Paul Heyse's und Theodor Storms erste Dichtungen erschienen. Man kann nicht sagen, daß alle diese vielverheißenden und in ihrer Art vortrefflichen Schöpfungen begeistert aufgenommen und gewürdigt worden wären, die Tageskritik vermischte meist in ihnen den tendenziösen und publizistischen Beigeschmack, an den man sich in der Periode der jungdeutschen Belletristik und der politischen Poesie gewöhnt hatte. Aber dreißig bis fünf- unddreißig Jahre, in denen unermesslich viel, doch wenig besseres geschrieben worden ist, haben hingereicht, das Bild jener Litteraturperiode in eine wesentlich